

Endstation Hoffnung

Ute Hallaschka

»Was sind das für Zeiten, in denen ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt.« Dieses berühmte Brecht-Wort ist keine dialektische Meldung von gestern, sondern höchst aktuell. Hier und heute in diesem Land wird man benachrichtigt (*Der Spiegel* 8/2008), dass ein Arbeitsloser in den Wald fährt, sich auf einen Hochsitz legt und dort »freiwillig« über Wochen einsam verhungert, weil er ein Mensch ist, der nicht zum Hartz IV Fall werden will. Lieber sterben, als würdelos leben.

Was ist das für eine Gesellschaft, die sich solche Tode leistet? Brecht differenziert jedenfalls sehr genau: Die Untaten (ein interessantes Wort) sind das eine, schwerer wiegt das Schweigen im Tagesgeplauder, verbrecherisch, d.h. kriminell ist die Ablenkung, ist das Absehen von solcher Wirklichkeit. Woran aber krankt eine Gesellschaft, die dem Individuum so tödliche Kränkung zufügt? – Das ist eine Frage, die gestellt werden muss. Dazu braucht es Fragende, die bereit sind, sich beunruhigen zu lassen.

Dieser Antrieb, die Bereitschaft sich treffen zu lassen, die kreative Unruhe, die das Innerste in Schwingung versetzt und verändert: Psychologie und Kunst kennen sie als Katharsis-Erfahrung. Heute ist die öffentliche Aussage persönlicher Betroffenheit beinahe eine unmögliche Witzfigur geworden. Gegen das Brechtsche Schweigen steht das bekannte »Gut, dass wir drüber geredet haben«. Öffentlicher Diskurs und auch die Kunst diskreditieren zunehmend das Wort im Geplapper der Leere.

Nach wie vor ist dagegen zu sagen: »Was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut ...« Dieses Christus-Wort meint sicherlich nicht nur die konkrete Handlung, mit der wir einander un-mittelbar zu Leibe rücken. Es schließt die unsichtbaren Taten der Seele ein: wie ich grundsätzlich denke vom Leben des Anderen; ob ich fähig oder wenigstens bereit bin, ihn als

Bruder zu sehen. Wenn ich es tue, bildet sich ein Gegenüber, und damit geht ein Wechsel der Blickrichtung einher. Plötzlich wird nach mir gefragt, werde ich innerlich angeschaut als der, der ich bin, vom Anderen aus. Diesen Perspektivwechsel vermittelt die Erfahrung des Künstlerischen, wie sie Rilke in seinem Gedicht *Archaischer Torso Apollos* formuliert »...: denn da ist keine Stelle, die dich nicht sieht. Du musst dein Leben ändern.«

Was wir erfahren können im Erleben des Kunstwerkes ist ein Angeblicktwerden – und darin, in diesem »Eingesehenwerden« bis ins Innerste, liegt eine Aussicht auf größere Hoffnung, die über das hinausgeht, was ich aktuell in mir selbst vorfinde. Wer sich in diesem Sinne treffen lassen will, wer diese Umkehrung sucht, der sollte sich für diese scheinbar ganz unmoderne Seelenregung nicht schämen, sondern sich getrost an diese Idee halten: Wir sind nicht nur, was wir aktuell gesamtgesellschaftlich scheinen – selbstsüchtig Handelnde; der Mensch als schöpferisch konzipiertes Wesen ist Wort im Sinne eines kreativen Entwurfs. Letztlich ist es das Menschenbild, das sich auswirkt in den realen gesellschaftlichen Einrichtungen, und ursächlich wird dieses Bild selbst bewirkt, bewegt, geschaffen, durch Sprache. Wir sind, wofür wir uns halten, Aussage unserer selbst.

Theater als Träger von Passionswissen

Die konkrete Anschauung dieses Mysteriums lässt sich im Theater erleben, aber nur da, wo dem Wort (noch) Bewegung und Lebenskraft zugetraut wird. Gegenwärtig ereignete sich diese kulturelle Ausnahmeerscheinung wieder einmal im »Renaissance Theater« in Berlin. *Endstation Sehnsucht*, das Stück des amerikanischen Dramatikers Tennessee Williams, das die gesellschaftlichen Zustände in der Mitte des letzten Jahrhunderts brandmarkt, galt als längst

überholt und nur noch als Retrospektive. Doch unversehens zeigt die Sprache ihre Kraft, mühelos Zeiträume zu überwinden. Blanche, die tragische Hauptfigur, ist eine Zwillingsschwester des eingangs beschriebenen Toten im Wald. Verarmt und stolz, obdach- und arbeitslos, kämpft sie mit letzter Kraft um ein menschenwürdiges Dasein und scheitert. Blanche endet in der Psychiatrie.

Wir leben wieder in einer Gesellschaft, in der man aus purer Armut verrückt oder zum Selbstmörder werden kann. Diese beunruhigende Tatsache setzt die Inszenierung von Wilfried Minks mit den ausgezeichneten Hauptdarstellern – Ben Becker als Stanley, Johanna Christine Gehlen als Stella und Emanuela von Frankenberg in der Rolle der Blanche – treffsicher ins Bild. Ein Spiel auf Leben und Tod, es schenkt

der Seele des Zuschauers den Mehrwert, den Ulrich Khuon, der Intendant des Hamburger »Thalia Theaters«, kürzlich so beschrieb: »Das Theater, wie alle Kunst, beharrt darauf, in seinem Kern Träger von Passionswissen zu sein, also glaubhaft zu erzählen von denen, die Leiden und Leidenschaften bis zum Ende durchlebt haben. Dieses Passionswissen ist eine Art Dunkelkammer, in der man sich verändert. Es beginnt ein Lernen, das genau das Gegenteil von Souveränität bedeutet. Dieser Verlust imprägniert aber gleichzeitig gegen den Terror der globalen Warenwelt und das Reich der rasenden Märkte.«

Was die Kunst uns urbildlich erzählt, lautet: Wo immer ein Mensch verloren geht, ist es dein Bruder gewesen. Das Miterleben dieser Passion sollte nicht nur im Theater möglich sein.